

Platon oder: Die Teilhabe an der Idee

"Es ist also klar, dass wir ... nach Möglichkeit 'heilige Vermählungen' anordnen werden; heilig aber werden wohl die sein, die den größten Segen stiften. ... Und wie werden sie nun am segensreichsten sein? Sage mir das, Glaukon. Wie ich sehe, hast du ja in deinem Hause Jagdhunde und eine Menge von edlen Vögeln. Hast du denn nicht, beim Zeus, bei ihrer Begattung und Fortpflanzung auf etwas geachtet? 'Worauf denn?' fragte er. Erstens: obwohl sie alle von edler Rasse sind, sind doch einige von ihnen besonders gut und kommen auch schon so auf die Welt? 'Ja.' Gebrauchst du nun alle ohne Unterschied zur Züchtung, oder siehst du nach Möglichkeit nur die besten dazu vor? 'Ja, nur die besten.' Sind das die jüngsten oder die ältesten, oder sind es vor allem die im besten Alter? 'Ja, die im besten Alter.' Und wenn die Fortpflanzung nicht auf diese Weise geregelt wird, bist du doch auch der Ansicht, dass der Schlag des Geflügels und der Hunde bedeutend schlechter wird? 'Ja', sagte er. Und bei den Pferden und den anderen Tieren? fragte ich. Meinst du, es sei da anders? 'Das wäre freilich seltsam', sagte er. Ei, lieber Freund, rief ich, wie scharfsinnig müssen unsere Regenten sein, wenn es sich beim menschlichen Geschlecht ebenso verhält! ... Wahrscheinlich werden sie ausgiebigen Gebrauch von Unwahrheit und Täuschung machen müssen, zum Wohle der Regierten. ... [und es] ergibt sich doch, dass die besten Männer den besten Frauen möglichst oft beiwohnen müssen, dagegen die schlechtesten Männer den schlechtesten Frauen möglichst selten. Und die Kinder der einen muss man aufziehen, die der andern aber nicht, wenn die Herde auf möglichst hohem Stande bleiben soll. Das alles aber darf allein den Regenten bekannt sein, wenn anders in der Herde ... kein innerer Zwist entstehen soll. ... Es müssen von Gesetzes wegen bestimmte Feste eingeführt werden, bei denen wir die Bräute mit ihren Verlobten zusammenführen. Dabei werden Opfer gebracht, und unsere Dichter müssen Lieder dichten, die sich für diese Vermählungen eignen. Die Zahl der Vereinigungen aber werden wir von den Regenten bestimmen lassen, damit möglichst die gleiche Zahl der Bürger beibehalten bleibt, unter Berücksichtigung der Kriege und Seuchen und aller ähnlichen Fälle, damit unsere Stadt nach Möglichkeit weder zu groß noch zu klein wird. ... Ich glaube, man sollte geschickte Verlosungen durchführen ... Und wer sich von den jungen Männern im Krieg oder sonst bei einer Gelegenheit als tüchtig erweist, dem muss man als Ehrengabe außer den anderen Geschenken auch öfter Gelegenheit geben, bei den Frauen zu schlafen. So hat man gleichzeitig einen Vorwand, dass möglichst viele Kinder von diesen Männern erzeugt werden." – Was sich hier ausnimmt wie eine Kombination aus Mun-Sekte und nationalsozialistischer "Lebensborn"-Praxis, steht im fünften Buch der ersten politischen Utopie der Menschheit, Platons etwa 375 v.C. geschriebener "Politeia" – was mit "Staat" oder auch "Verfassung" übersetzt werden kann (459f. – in der Übersetzung hier wie auch sonst von Rudolf Rufener). Und es nimmt den Leser kaum wunder, wenn in diesem Staat Platons auch sonst mit strenger Autorität über alles gewacht wird – beginnend schon damit, dass, wer an der Verfassung nur überhaupt rührt, mit der Todesstrafe belegt wird. (426b) Ein besonderes Augenmerk liegt sodann aber auf der Erziehung, zunächst der musischen – aber auch der philosophischen: "Eine kleinliche Natur tut nie etwas Großes", so sagt Platon (495), oder: "Eine gute Seele wird durch ihre Tüchtigkeit den Leib auf jede Weise veredeln." (403d) Wenn es demgemäß darauf ankommt, Männer zu haben, die sich um das Wohl der Stadt "mit Begeisterung" sorgen (412e), so entscheidet sich alles daran, dass die Seelen zunächst in die entsprechende Verfassung gebracht bzw. in ihr erhalten werden – durch eine bestimmte Art von Musik – die klagenden und die "schlaffen" Tonarten etwa (wir erinnern uns an Konfuzius) werden verboten (genauso bestimmte verweichlichende Instrumente, wie etwa die Flöte), aber auch durch entsprechende Dichtung und schließlich eben durch entsprechende Philosophie. Oder von den Tugenden her gedacht: Es sind die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Frömmigkeit und die Besonnenheit, welche gepflegt werden müssen. Denn für den Menschen hängt alles von der Seele ab, die Seele aber wiederum von der Einsicht (Menon

88E): *"Wenn also die Knaben schon von Anfang an aufrichtige Art spielen und dank der musischen Bildung Gesetzestreue in sich aufgenommen haben, so begleitet sie diese wiederum ... in allen Lebenslagen und fördert sie und richtet wieder auf, was etwa in der Stadt vorher daniederlag. ... Und diese Menschen ... finden denn auch die scheinbar kleinen Regeln des Wohlverhaltens wieder, die ihre Vorfahren ganz und gar haben verschwinden lassen. ... Etwa ... über das Schweigen der Jünglinge, wie es sich in Gegenwart von Älteren geziemt, über das Sichsetzen und das Aufstehen, über die Ehrerbietung vor den Eltern, über den Haarschnitt, die Bekleidung, die Beschuhung und über die ganze äußere Erscheinung und was sonst noch alles dazugehört."* (424f.) (Geradezu abseits demgegenüber erscheint Platons Frage im "Menon", ob Tugend überhaupt lehrbar sei, und seine Antwort, ihre Erlangung sei göttliche Fügung. – Ähnlich heißt es auch im 7. Brief: *Es können alle diejenigen, welche dem Gerechten und überhaupt allem Schönen nicht ähnlich und nicht verwandt sind, ... [auch niemals] die Wahrheit über Gut und Böse ... erfassen."*)

Um nun an dieser Stelle gleich noch ein wenig eingehender auf die Dichtung zu kommen, so sagt Platon, dass es *"von größter Wichtigkeit sei, dass die Mythen, welche die Kinder zuerst zu Gehör bekommen, möglichst schön ersonnen sind, um sie zur Tüchtigkeit zu führen."* (378d) Unter diesem Gesichtspunkt aber fällt z.B. Homers Ilias glatt durch: *"Man darf überhaupt nicht erzählen"*, so Platon, *"dass Götter mit Göttern Streit haben und dass sie einander nachstellen und gegeneinander kämpfen (was auch gar nicht wahr ist), wenn es doch unsere künftigen Wächter der Stadt für die größte Schande halten sollen, leichthin miteinander Streit zu haben. ... Dass Hera von ihrem Sohn gefesselt und dass Hephaistos von seinem Vater herabgestürzt worden sei, weil er seine Mutter gegen Schläge schützen wollte, und all die Götterschlachten, die Homer erdichtet hat: das darf in unserer Stadt keine Aufnahme finden, ob es nun sinnbildlich gemeint ist oder nicht. Denn der junge Mensch vermag nicht zu unterscheiden, was Sinnbild ist und was nicht, sondern was er in diesen Jahren in seine Vorstellungen aufnimmt, das bleibt in der Regel unauslöschlich und unveränderlich haften."* (378c.d) Die Kinder sollen aber nicht allein Anleitung erfahren, um die Götter und die Eltern zu ehren und die Freundschaft hochzuhalten, sondern: *"Wenn sie tapfer werden sollen, muss man sie ... auch Dinge hören lassen, die bewirken, dass sie sich möglichst wenig vor dem Tode fürchten."* Die Dichter müssen insofern aufgefordert werden, nicht den Hades zu schmähen, sondern ihn eher zu loben. (386)

Aber nicht nur eine bestimmte Form der Tragödie, auch die Komödie wird von Platon verpönt: *"Wenn die besten von uns dem Homer oder einem anderen tragischen Dichter zuhören, der einen Heros nachahmt, wie er in seinem Jammer eine lange Klagerede von sich gibt ..., dann haben wir ... Freude daran, geben uns ganz dem hin und folgen voller Mitgefühl. Und wer uns am meisten in diese Stimmung versetzt, den loben wir in allem Ernst als einen guten Dichter. ... Trifft uns aber ein eigener Schmerz, dann kannst du doch bemerken, dass wir uns gerade das Gegenteil zur Ehre machen, wenn wir nämlich ruhig bleiben und standhaft ertragen können, weil das männlich, das andere aber, das wir im ersten Falle lobten, weibisch sei. ... Und dieselbe Überlegung gilt doch auch für das Lächerliche. Wenn du in einer Komödie oder auch in kleinem Kreise einen Spaß hörst, den selbst zu machen du dich schämtest, und wenn du nun die größte Freude daran hast und ihn nicht als etwas Schlechtes verabscheust, dann machst du genau dasselbe wie dort beim Mitleiden. Denn wiederum: was du durch Vernunft niedergehalten hast, wenn es bei dir diesen Spaß machen wollte, weil du den Ruf eines Possenreißers scheutest, dem lässt du hier Freiheit. Und hast du es da stark werden lassen, dann wirst du unvermerkt in deinem eigenen Freundeskreise so weit kommen, dass du zu einem Komödianten wirst."* (605f.) Die dichterische Nachahmung, so Platons Kritik, *"nährt und begießt das, was doch absterben sollte, und macht das zum Herrscher über uns, was doch beherrscht werden sollte, damit wir besser und glücklicher und nicht schlechter und unglücklicher werden."* (606d) – Es versteht sich i.Ü., dass eine Glückseligkeit außerhalb des Guten ohnehin nicht gedacht werden kann. (Politeia 354 u.ö.) Überhaupt sind die eigentlichen Tugenden: Ruhe, Besonnenheit, Standfestigkeit nach

Platon gleichsam gar kein wirklich geeigneter Stoff für die Dichtung, welche sich immer am liebsten an das Reizbare, Unbeständige und leicht Nachzuahmende hält – wie dies auch immer dem Geschmack der Menge entspricht. *"So können wir"*, lässt er Sokrates sagen, den nachahmenden Dichter *"mit guten Gründen angreifen und als Seitenstück zum Maler hinstellen. Er gleicht ihm ja einerseits darin, dass er etwas herstellt, dass im Vergleich mit der Wahrheit minderwertig ist, und andererseits ist er ihm auch dadurch ähnlich, dass er sich an diesen anderen Teil der Seele wendet [ich komme auf die platonische Näherbestimmung der verschiedenen Seelenteile noch später zu sprechen] und nicht an den besten. Schon aus diesem Grunde haben wir recht, wenn wir ihn in eine Stadt, die gute Gesetze haben soll, nicht aufnehmen. Denn er regt eben diesen Teil der Seele an und nährt ihn, und indem er ihn stark macht, verdirbt er den vernünftig überlegenden, genau so, wie wenn man in einer Stadt die groben Menschen mächtig macht und die Stadt in ihre Hand gibt, die feineren dagegen zugrunde richtet. Ebenso, werden wir sagen, führt auch der nachahmende Dichter eine schlechte Verfassung in der Seele jedes einzelnen ein, indem er ihrem unvernünftigen Teile zu Diensten ist, der Großes und Kleines nicht auseinanderhalten kann, sondern ein und dasselbe bald für groß und bald für klein hält, ein Bildner von Bildern nur, der vom Wahren sehr weit entfernt ist."*

Geschichtlich ist Platon mit seinem mehrfach unternommenen Versuch, den idealen Staat (oder die ideale Stadt) Wirklichkeit werden zu lassen – er hat es zweimal auf Sizilien versucht und zuletzt das gemäßigte Alterswerk der "Gesetze" möglicherweise mit Blick auf eine von Knossos auf Kreta geplante Gründung einer Tochttersiedlung geschrieben – in dem Sinne gescheitert, dass man ihm gar nicht erst eine Gelegenheit gab, seine Vorstellungen in die Tat umzusetzen. Wir brauchen nicht zu beurteilen, ob zum Glück oder zum Unglück für die Menschheit. Wir stellen stattdessen die Frage: Woher stammt diese Leidenschaft des Philosophen für das Politische oder für das Regieren? Die Antwort lautet: Sie war in dem Aristokraten Platon schon von Jugend auf da. So heißt es im siebenten Brief: *"Dereinst, als ich noch jung war, ging es mir ebenso wie vielen. Ich war gesonnen, sobald ich zur Selbständigkeit gelangt sein würde, sogleich zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten mich anzuschicken."* Als nach der Niederlage Athens im Peloponnesischen Krieg dreißig Aristokraten, darunter Verwandte von Platon, die Herrschaft in der Stadt übernehmen, ist Platon voller Enthusiasmus. Aber dieser Enthusiasmus ist zum einen bereits relativiert durch die Bekanntschaft des Sokrates, die Platon inzwischen gemacht hat – von seinem 20. bis zu seinem 28. Jahr ist er mit Sokrates zusammen gewesen und entbrannte für die Philosophie, zum andern werden all seine Hoffnungen zunichte, als man 399 Sokrates zum Tode verurteilt. Platon verlässt daraufhin Athen und ist scheinbar von der Politik für eine Weile kuriert – zugunsten der Philosophie. Aber später verbinden sich ihm Politik und Philosophie wieder – und daran ist nicht zuletzt auch wieder Sokrates schuld, mit seiner unablässigen Frage, was das Gerechte sei oder das Gute. Sokrates, der sich bis zu seinem Ende nicht mit dem Sachverhalt abfinden konnte, dass die Menschen – als Menschen – im Unterschied zu dem Verhalten eines Handwerkers etwa, der immer nach einem Wissen und einer Idee vorgeht, einfach darauflosleben, ohne zu wissen oder selbst nur zu fragen, was denn das Leben oder das eigentlich Gute überhaupt ist. So konzentriert sich auch Platons Leidenschaft in dem, was er die menschliche Tüchtigkeit oder Gerechtigkeit nennt, und diese hat an ihr selbst einen idealen und einen – nicht privat, sondern öffentlich verorteten – realen Aspekt. Sie will zunächst einmal geschaut sein – was nach Platon bereits mühsam genug ist – und sodann gilt es nach ihr auch zu handeln. Philosophie und Politik finden auf diese Weise zusammen, und in der "Politeia" stehen dann konsequenterweise die Sätze (473) *"Wenn nicht entweder die Philosophen Könige werden in den Städten ... oder die, die man heute Könige und Machthaber nennt, echte und gründliche Philosophen werden, und wenn dies nicht in eines zusammenfällt: die Macht in der Stadt und die Philosophie, und all die vielen Naturen, die heute ausschließlich nach dem einen oder dem anderen streben, gewaltsam davon ausgeschlossen werden, so wird es ... mit*

dem Elend kein Ende haben, nicht für die Städte und auch nicht, meine ich, für das menschliche Geschlecht." Und an einer anderen Stelle (519): "Wir als die Gründer der Stadt ... haben ... die Aufgabe, die besten Naturen zu nötigen, zu jenem Lehrstück zu gelangen, das wir [als das höchste bezeichnen], nämlich das Gute zu schauen und jenen Weg hinaufzusteigen. Wenn sie es dann dort oben zur Genüge gesehen haben, dürfen wir ihnen das nicht erlauben, was man ihnen heute erlaubt[:] ... Dort oben zu bleiben ... und nicht wieder zu jenen Gefesselten hinabzusteigen und nicht teilhaben zu wollen an ihren Mühen und an ihren Ehren, seien diese nun mehr oder weniger geringfügig oder bedeutend."

Ist also die Philosophie selbst im Sinne Platons von Anfang an praktisch? Man müsste sagen: einerseits ja, und gleich Sokrates liegen Platon Fragen nach dem Wesen der Natur oder des Kosmos – zunächst jedenfalls – abseits seines Interesses. Andererseits wäre das Verhältnis zwischen Philosophie und Politik doch zu differenzieren: der Philosophie schadet es nämlich durchaus nicht, die Politik außer acht zu lassen, umgekehrt aber der Politik, dasselbe zu tun mit der Philosophie. Und bei der Menge der Menschen besteht allerdings gewöhnlich die Neigung, den Philosophen lediglich für einen weltfremden Träumer zu halten – gemäß jener Anekdote von der thrakischen Magd, die den Thales auslachte, als er, zu den Sternen aufblickend, in einen Brunnen gefallen war. (Vgl. 489c) Aber diese Sachverhalte eben sind Platon bewusst, und er hat gerade auch sie mit dem für seine gesamte Vorstellungswelt bezeichnenden *Höhlengleichnis* ins Auge gefasst. Nicht im Geringsten kann ihn die Diskreditierung der Philosophie durch die Menge zu irgendwelchen Selbstzweifeln führen; dass der Mensch außerhalb von Einsicht ohnehin niemals zum Guten gelangt, steht für ihn außerhalb jeder Diskussion. Gerhard Krüger hat in seinem Platon-Buch "Einsicht und Leidenschaft" (3. Aufl. Frankfurt 1963, S.7) die Bemerkung gemacht, dass, wenn die Neuzeit die Religion philosophisch aufzufassen begann, für Platon gerade umgekehrt die Philosophie geradezu eine religiöse Bedeutung besaß.

Ich möchte jetzt dieses Höhlengleichnis vollständig wiedergeben und es von Platon selbst her nach verschiedenen Richtungen erläutern. Es steht im siebenten Buch der "Politeia": *"Stelle dir Menschen vor in einer unterirdischen, höhlenartigen Behausung; diese hat einen Zugang, der zum Tageslicht hinaufführt, so groß wie die ganze Höhle. In dieser Höhle sind sie von Kind auf, gefesselt an Schenkeln und Nacken, so dass sie an Ort und Stelle bleiben und immer nur geradeaus schauen; ihrer Fesseln wegen können sie den Kopf nicht herumdrehen. Licht aber erhalten sie von einem Feuer, das hinter ihnen weit oben in der Ferne brennt. Zwischen dem Feuer und den Gefesselten aber führt oben ein Weg hin; dem entlang denke dir eine kleine Mauer errichtet, wie die Schranken, die die Gaukler vor den Zuschauern aufbauen und über die hinweg sie ihre Kunststücke zeigen. ... Stelle dir nun längs der kleinen Mauer Menschen vor, die allerhand Geräte vorübertragen, so, dass diese über die Mauer hinausragen, Statuen von Menschen und anderen Lebewesen aus Stein und Holz und in mannigfacher Ausführung. Wie natürlich, redet ein Teil dieser Träger, ein anderer schweigt still. 'Ein seltsames Bild führst du da vor, und seltsame Gefesselte', sagte [Glaukon]. Sie sind uns ähnlich, erwiderte ich. Denn erstens: glaubst du, diese Menschen hätten von sich selbst und voneinander je etwas anderes zu sehen bekommen als die Schatten, die das Feuer auf die ihnen gegenüberliegende Seite der Höhle wirft? 'Wie sollten sie', sagte er, 'wenn sie zeitlebens gezwungen sind, den Kopf unbeweglich zu halten?' Was sehen sie aber von den Dingen, die vorübergetragen werden? Doch eben dasselbe? 'Zweifellos.' Wenn sie nun miteinander reden könnten, glaubst du nicht, sie würden das als das Seiende bezeichnen, was sie sehen? 'Notwendig.' Und wenn das Gefängnis von der gegenüberliegenden Wand her auch ein Echo hätte und wenn dann einer der Vorübergehenden spräche – glaubst du, sie würden etwas anderes für den Sprechenden halten als den vorbeiziehenden Schatten? 'Nein, beim Zeus', sagte er. Auf keinen Fall, fuhr ich fort, könnten solche Menschen irgendetwas anderes für das Wahre halten als die Schatten jener künstlichen Gegenstände. 'Das wäre unvermeidlich', sagte er." (514f.)*

Ich unterbreche hier zunächst. Schon auf diesem Punkt ist es klar, dass Platon unterschiedliche Grade von Seiendheit oder Wirklichkeit annimmt – also nicht lediglich unterschiedliche Arten,

sondern auch unterschiedliche Wertigkeiten: Die Dinge selbst sind realer als die Schatten der Dinge. Am realsten und von der höchsten Würde aber ist für Platon die Idee, und er hat diesen Denksachverhalt an einer anderen Stelle auf die folgende Weise bestimmt: Wir denken uns einen realen, also in Raum und Zeit ausgedehnten, wirklichen Tisch, wie ihn ein Schreiner verfertigt. (Politeia 596) Dieser Tisch wäre niemals entstanden, hätte nicht der Schreiner die Idee eines Tisches, aber nicht nur die Idee eines ganz bestimmten, sondern gleichsam des Tisches, der das geistige Urbild aller denkbaren oder realen Tische sein müsste. Der Tisch in der Idee besteht nicht aus diesem oder jenem Holz, ist auch nicht glatt oder rau, hell oder dunkel, hat nicht diese oder jene Gestalt oder Form, sondern er ist der Begriff, oder wie Platon sich auch ausdrückt: die Tüchtigkeit oder Tauglichkeit eines Tisches – sagen wir etwa: als einer auf Beinen stehenden ebenen Ablage- oder Arbeitsfläche. Der Schreiner stellt eine solche Idee als materialen Gegenstand her. Für eine moderne oder jedenfalls nachplatonische Auffassung (wie sie sich allerdings bereits bei Aristoteles zeigt) wird durch die Arbeit des Schreiners der Tisch überhaupt erst real – wie wir auch sagen: er wird "realisiert". Aber anders akzentuiert eben Platon: das eigentlich Reale, ja das Göttliche geradezu ist hier der Gegenstand als körperlose (so ausdrücklich etwa Sophistes 246) Idee. Die materiale Vergegenständlichung aber fügt ihm nicht etwa das Eigentliche erst noch hinzu, sondern sie nimmt ihm eher noch etwas, nämlich die Reinheit, die er einzig und allein als Idee haben kann; sie verwickelt ihn in die Unzulänglichkeiten des Materials. Auch die Verkörperung der menschlichen Seele ist für Platon geradezu der Beginn einer Krankheit und das Sterben umgekehrt die Erlösung von dieser. Ganz entsprechend hält Platon auch zunächst die Idee des Guten, aber dann allerdings auch das Gute in der Erscheinung für das eigentlich Schöne (Lysis 216 u.ö.), und der von der Vernunft durchgebildete Weise muss von daher schöner als der schönste Alkibiades sein (Protagoras 309). Gleichwohl ist selbst der weiseste Mensch im Vergleich zu Gott noch ein Affe (Hippias maior 289). So reizt denn auch alle körperliche Schönheit lediglich kraft des Eros – aber dieser vermag, und er steht darin in einer engsten Beziehung zur Philosophie selbst (vgl. hierzu G.Krüger, Einsicht und Leidenschaft passim) immerhin mehr als Verwandtschaft, Ehrungen, Reichtum (Symposion 178) – aufzusteigen zu der Schönheit der Seele und sich nach dem ewigen und unvergänglichen Schönen zu sehnen (Symposion 210f.) Das Höchste, was in der Gegenständlichkeit überhaupt erreicht werden kann, ist, dass sie zu einem angemessenen Abbild ungegenständlicher Urbildlichkeit wird bzw. zur Teilhabe gelangt an der Idee. In Platons gleichsam "Schöpfungs"-Dialog "Timaios" heißt es (28f.): *"Wenn die Welt schön ist, und der Meister ist gut, so hat er offenbar auf das Ewige geblickt; ... denn die Welt ist das Schönste von allem Gewordenen, und er ist der beste von allen Urhebern."*

Platon zieht also gleichsam nicht den Schöpfer in das Geschöpf, sondern er sieht ihn hinter und über der Schöpfung, und es würde für ihn entsprechend der Begriff "Realisieren" weniger den Sinn von "Verwirklichen", sondern eher den anderen, bei uns ebenfalls noch gebräuchlichen Sinn von "Wahrnehmen" haben. Die Idee steht für ihn höher als die Realität – ist die eigentliche Realität, der materiale Gegenstand demgegenüber eben eine Seiendheit bereits geringeren Grades, erst recht dann die bloß werthafte oder irgendwie bildnerische Wiedergabe dieses Materials. Es ließe sich auch sagen, dass Platon, der ursprünglich selbst einmal Dichter werden wollte und durch die Begegnung mit dem vierzig Jahre älteren Sokrates von diesem Plan abgebracht worden ist und seine für die Dionysien schon fertiggestellte Tetralogie verbrannt haben soll, aus keinem anderen Grunde Philosophierender wurde als aus dem, dass sich ihm der Aufbau der Welt eben auf diese Art offenbarte; allein die Philosophie hat es für ihn mit den höchsten Seiendheiten zu tun. Sowenig es also Platon in den Sinn kommt, dass erst die sich verkörpert habende Idee an ihren Zielpunkt gelangt ist, so fremd wäre ihm etwa auch der Gedanke, dass es sich – um es schellingsch zu formulieren – beim Handwerk um eine

relativ reale, bei der Dichtung aber um eine relativ ideale Verkörperung der Idee handeln könne, die Dichtung also sogar noch höher als das Handwerk eingeschätzt werden müsste. Erst der Ausklang des Platonismus – 500 Jahre nach Platon in der Gestalt etwa Plotins – schätzte dann das Kunstschöne höher als das Naturschöne ein.

Auf der anderen Seite aber eben kann sich auch Platon dem Gedanken des gleichsam verklärten Materials nicht wirklich verschließen. Im "Phaidon" malt er als jenseitigen Wohnort derjenigen Seele, die sich bei Lebzeiten nicht durch Lust und Leid an den Leib – wie er sich ausdrückt: "nageln" ließ – denn die Lust ist ohne die geringste Einsicht (Philebos 65) – sondern dem Göttlichen folgte (wie denn für den vernünftigen Menschen das Gesetz Gott ist, wie für den unvernünftigen die Lust /8. Brief), eine andere und eigentliche Erde in den glühendsten Farben, und was eben auch sonst ist sein "Staat" als die versinnlichte Teilhabe am Guten und Schönen. Und um hier noch einmal zu differenzieren: Platon "setzt" eigentlich gar nicht "eine Idee in die Wirklichkeit" um – so wird überhaupt erst in der Neuzeit gedacht, sondern er fragt: Wie kann das an sich Nichtige dennoch teilhaben an dem an sich Seienden, an der Idee. So sehr Platon also ausdrücklich die reine Schau der reinen Idee preist – für Hegel ist diese reine Idee später die philosophische Logik oder, und darin bleibt auch er noch Platoniker, der Gedankengang Gottes vor der Schöpfung der Welt – Platon ist gewissermaßen bekümmert, dem untergeordneten Material wenigstens einen *Abglanz* der Idee mitteilen zu können bzw. auch alles Vereinzelte und Zerstreute durch die Teilhabe am übergeordneten Ganzen gesunden zu lassen (Charmides 156f.)

Kehren wir jetzt zum Höhlengleichnis zurück: *"Überlege dir nun, fuhr ich fort, wie es wäre, wenn sie [die Gefesselten] von ihren Fesseln befreit und damit auch von ihrer Torheit geheilt würden; da müsste ihnen doch naturgemäß folgendes widerfahren: Wenn einer aus den Fesseln gelöst und genötigt würde, plötzlich aufzustehen, den Hals zu wenden, zu gehen und gegen das Licht zu schauen, und wenn er bei all diesem Tun Schmerzen empfindet und wegen des blendenden Glanzes jene Dinge nicht recht erkennen könnte, deren Schatten er vorher gesehen hat – was meinst du wohl, das er antworten würde, wenn ihm jemand erklärte, er hätte vorher nur Nichtigkeiten gesehen, jetzt aber sei er dem Seienden näher und so, dem eigentlicher Seienden zugewendet, sehe er richtiger? Und wenn der ihm dann ein jedes von dem Vorüberziehenden zeigte und ihn fragte und zu sagen nötigte, was das sei? Meinst du nicht, er wäre in Verlegenheit und würde das, was er vorher gesehen hat, für wirklicher halten als das, was man ihm jetzt zeigt? 'Für viel wirklicher', erwiderte [Glaukon]. Und wenn man ihm gar nötigte, das Licht selber anzublicken, dann schmerzten ihn doch wohl die Augen, und er wendete sich ab und flöhe zu den Dingen, die er anzuschauen vermag, und glaubte, diese seien tatsächlich klarer als das, was man ihm jetzt zeigt? 'Es ist so', sagte er. Schleppte man ihn aber von dort mit Gewalt den rauhen und steilen Aufstieg hinauf ... und ließe ihn nicht los, bis man ihn an das Licht der Sonne hinausgezogen hätte – würde er da nicht Schmerzen empfinden und sich nur widerwillig so schleppen lassen? Und wenn er ans Licht käme, hätte er doch die Augen voll Glanz und vermöchte auch rein gar nichts von dem zu sehen, was man ihm nun als das Wahre bezeichnete? 'Nein', erwiderte er, 'wenigstens nicht im ersten Augenblick.' Er müsste sich also daran gewöhnen ..., wenn er die Dinge dort oben sehen wollte. Zuerst würde er wohl am leichtesten die Schatten erkennen, dann die Spiegelbilder der Menschen und der andern Gegenstände im Wasser und dann erst sich selbst. Und daraufhin könnte er dann das betrachten, was am Himmel ist, und den Himmel selbst, und zwar leichter bei Nacht, indem er zum Licht der Sterne und des Mondes aufblickte, als am Tage zur Sonne und zum Licht der Sonne. ... Zuletzt aber ... würde er die Sonne, nicht ihre Spiegelbilder im Wasser oder anderswo, sondern sie selbst, an sich, an ihrem eigenen Platz ansehen und sie so betrachten können, wie sie wirklich ist. ... Und dann würde er wohl die zusammenfassende Überlegung über sie anstellen, dass sie es ist, die die Jahreszeiten und Jahre herbeiführt und über allem waltet in dem sichtbaren Raume, und dass sie in gewissem Sinne auch von allem, was sie früher [in der Höhle] gesehen haben, die*

Ursache ist. 'Offenbar', sagte er, 'würde er nach alledem so weit kommen.' Wenn er nun aber an seine erste Behausung zurückdenkt und an die Weisheit, die dort galt, und an seine damaligen Mitgefangenen, dann wird er sich wohl zu der Veränderung glücklich preisen und jene bedauern – meinst du nicht? 'Ja, gewiss.' Die Ehren aber und das Lob, das sie einander dort spendeten, und die Belohnungen für den, der die vorüberziehenden Schatten am schärfsten erkannte und der sich am besten einprägte, welche von ihnen zuerst, und welche danach, und welche gleichzeitig vorbeizukommen pflegten, und daraus am besten voraussagen wusste, was jetzt kommen werde – glaubst du, er sei noch auf dieses Lob erpicht und beneide die, die bei jenen dort in Ehre und Macht stehen? Oder wird es ihm so gehen, wie Homer sagt, dass er viel lieber auf dem Acker bei einem armen Mann im Taglohn arbeiten und lieber alles Mögliche erdulden will, als wieder in jenen Meinungen befangen sein und jenes Leben führen? 'Ja, das glaube ich', sagte er. 'Lieber wird er alles andere ertragen als jenes Leben.'"

Platon verdeutlicht also in diesem Abschnitt des Gleichnisses die Schwierigkeit, sich von der gewöhnlichen Ansicht der Welt, der gewöhnlichen Einschätzung dessen, was das Wirkliche ist, zu einer philosophischen Sichtweise umzuwenden bzw. zu dieser aufzusteigen. Diese Schwierigkeit besteht dabei keineswegs in der sozus. intellektuellen Anstrengung, die etwa das Philosophieren verlangte, sondern in der Entwöhnung von dem Gewohnten bzw. von dem, was die Menge als das Reale betrachtet. Diese Betrachtungsweise der Menge spricht Platon als ein Befangensein in "Meinungen" an. Das griechische Wort für "Meinung" ist "Dogma". Die gewöhnliche Sichtweise oder die Sichtweise der Meisten ist durch Meinungen oder "Dogmen" bestimmt. Und sofern diese zur Diskussion gestellt werden, kommt es auch kaum jemals dazu, dass das Dogma als Dogma, die Meinung als Meinung durchschaut wird, sondern man "tauscht" seine Meinungen und Ansichten allenfalls "aus", um sie am Ende – als Meinungen und Ansichten – auch wieder bestehen zu lassen. Es hat sich Platon durch seinen Lehrer Sokrates unauslöschlich eingebrannt – und diese Einsicht ist für ihn ein Lebensschicksal gewesen – dass es keine nötigere und auch lohnendere Denkanstrengung gibt als die, die vermeintliche Sicherheit dieses bloßen Meinens ins Wanken zu bringen.

Wenn allerdings in der Frühphase die platonischen Dialoge (und diese Form ist in gewisser Weise bereits ein Kompromiss zwischen dem wirklichen Gespräch und dem Vortrag) gewöhnlich noch im Nichtwissen bzw. in der Ausweglosigkeit enden, so bekommt Platons Philosophieren später doch einen zunehmend thetischen Charakter oder die Gestalt beinahe des Monologs – es bildet sich eine platonische Lehre: über die Seele, über das All, über den Staat. Am Ende hat Platon sogar (worin ihn etwa Spinoza und Fichte nachgeahmt haben) in einem nur bruchstückhaft erhaltenen Akademievortrag das Wesen des Guten mit mathematischer bzw. geometrischer Evidenz zu demonstrieren versucht. Der sich in Richtung der Sonne umwendende Philosophierende hat eben mit der Zeit doch geschaut und wird von seiner Schau auch etwas mitteilen wollen. An die Stelle des Meinens ist nun zwar nicht das Wissen getreten, aber eben doch dieses Schauen.

Nun weiter im Höhlengleichnis: *"Denke dir nun auch Folgendes, fuhr ich fort: Wenn so ein Mensch wieder hinunterstiege und sich an seinen alten Platz setzte, dann bekäme er doch seine Augen voll Finsternis, wenn er so plötzlich aus der Sonne käme? 'Ja, gewiss', erwiderte er. Wenn er dann aber wieder versuchen müsste, im Wettstreit mit denen, die immer dort gefesselt waren, jene Schatten zu beurteilen, während seine Augen noch geblendet sind und sich noch nicht wieder umgestellt haben (und diese Zeit der Umgewöhnung dürfte ziemlich lange dauern), so würde man ihn gewiss auslachen und von ihm sagen, er komme von seinem Aufstieg mit verdorbenen Augen zurück und es lohne sich nicht, auch nur versuchsweise dort hinaufzugehen. Wer aber Hand anlegte, um sie zu befreien und hinaufzuführen, den würden sie wohl umbringen, wenn sie nur seiner habhaft werden und ihn töten könnten."*

In diesem letzten Teil des Gleichnisses reflektiert Platon also, dass die philosophisch Denkenden bzw. Schauenden unter den übrigen immer als fremd, lächerlich und unbeholfen erscheinen, obgleich sie allein die eigentlich Sehenden sind, und sich sogar darauf gefasst machen müssen (wie eben Sokrates selbst), von den anderen beseitigt zu werden.

Wenn aber solcherart Platon bewusst ist, dass der wahrhaft Philosophierende unter der Menge der Menschen immer als ein Fremdling erscheint, so hat er sich offensichtlich auf der anderen Seite nicht vor Augen gehalten, wie selten diese Philosophierenden sind und dass diese Beobachtung in Wahrheit einen erheblichen Einwand gegen das gesamte Konzept seines "Staates" bedeutet, welches eben voraussetzt, dass die Vernunft sich, statt zur Seite geschoben zu werden, auch durchsetzen könne. Es mutet insofern geradezu blauäugig an, dass die Regenten, die i.Ü. nach Platon mindestens 50 Jahre alt sein müssen, sich abwechselnd mit Regieren und Philosophieren befassen und auf diese Weise das von ihm beschriebene Staatswesen tatsächlich aufrechterhalten.

Ich schließe hier zwei Bemerkungen an – die eine über Platons grundlegendes Verständnis der Idee oder der Wahrheit, die andere über sein Verständnis der menschlichen Seele, die nach allem Bisherigen der eigentlich störanfällige Faktor der gesamten Harmonie sein muss. Zum ersten: Für Platon, dem, von der Würde oder Rangordnung gedacht, die nicht verkörperte, sondern rein in sich selbst stehende Idee das höchste Seiende ist, muss ganz entsprechend das Sein auch einen Vorrang vor dem Werden besitzen, u.z. ein, wie wir sagen würden, "objektives" Sein, welches nicht allein unserem irrenden, sondern auch unserem willkürlichen Meinen sich entgegenstellt und Widerstand leistet. Er schließt sich nicht an Heraklit – *"Niemand steigt zweimal in denselben Fluss"*, will sagen: der Fluss ist jedesmal anders – sondern an Parmenides an, welcher sagt: *"Es ist Sein"*, und ein andermal: *"Denken und Sein entspringen demselben."* Allerdings schliesse dieses für Parmenides selbst durchaus dgl. wie Werden nicht aus, erst Platon setzt hier einen Gegensatz an, und das rein und ewig werdelos Seiende in Platons Sinne ist eben die Idee, vergleichbar den unwandelbaren mathematischen Gesetzen des Pythagoras, welche in jeder nur denkbaren Welt Bestand haben müssen. Von dieser Idee oder diesen Gesetzen aber hat die menschliche Seele vor ihrer leiblichen Verkörperung bereits etwas geschaut, und die einzige Hilfe, die ihr in dieser Beziehung von anderen zuteil werden kann, ist: an diese ursprüngliche Schau wieder erinnert zu werden. Die eigentliche pädagogische Kunst im Blick auf die Idee ist, so sagt Platon mit Sokrates, die "Hebammenkunst" (wie denn die Mutter des Sokrates eine Hebamme war).

Aber vertiefen wir uns jetzt noch weiter in Platons Gedanken von der Seele – der, wie er etwa im "Phaidon" ausführlicher dartut, Unsterblichkeit eignet. *"Die Seele",* sagt Platon *"gleicht dem Göttlichen, der Leib aber dem Sterblichen."* (Phaidon 80) Weder das Gute noch auch das Schöne sind mit den Augen jemals zu sehen. (65c) Entsprechend ist die Haltung des Philosophen (Platon sagt ausdrücklich: des echten Philosophen): *"dass er sein ganzes Streben nicht auf den Leib richtet, sondern dass er diesen nach Möglichkeit zurückstellt, um sich ganz nur seiner Seele zuzuwenden ... Und doch meinen die meisten Menschen, ... wer sich nichts aus sinnlichen Vergnügungen mache, sei beinahe schon tot."* (64f.) Für Platon verhält es sich so: *"Solange wir beim Forschen neben dem reinen Denken noch den Leib gebrauchen und solange unsere Seele mit diesem Übel vermengt ist, werden wir das, wonach wir begehren – nämlich die Wahrheit – niemals recht erlangen. Unendlich viele Schwierigkeiten bereitet uns der Leib schon wegen der Notwendigkeit seiner Ernährung; wenn erst noch irgendwelche Krankheiten dazu kommen, dann hindern auch sie unsere Jagd nach dem Seienden. Aber auch mit Liebesverlangen, mit Begierden, mit Furcht, mit allerlei Illusionen und mit mancherlei Torheit erfüllt uns der Leib, so dass er uns, wie man mit Recht zu sagen pflegt, ja wirklich gar nicht zur Vernunft kommen lässt. Auch Kriege und Aufstände und Schlachten haben keine andere Ursache als den Leib und seine Begierden. Wegen des Gelderwerbs nämlich entstehen alle*

Kriege; Geld aber müssen wir erwerben des Leibes wegen, indem wir seiner Pflege dienstbar sind; und darum haben wir aus all diesen Gründen keine Zeit mehr für die Philosophie." (66)

Wie aber die Artung der irdischen Seele und ihre Beziehung zum Leib war, so ist auch ihr Schicksal im Tode: *"Du siehst", lässt Platon den Sokrates im "Phaidon" vor seiner Hinrichtung sprechen, "dass nach dem Tode des Menschen das Sichtbare an ihm, der Leib, der auch an einem sichtbaren Orte aufgebahrt liegt, dass also, was wir als 'Leichnam' bezeichnen und dem es zukommt, sich auflösen und zerfallen zu müssen ... eine recht geraume Zeit unversehrt bleibt ... die Seele aber, das Unsichtbare, das sich an einen anderen, ihm entsprechenden, also vornehmen, reinen und unsichtbaren Ort begibt, in den Hades im wörtlichen Sinne, zu dem guten und weisen Gott, wohin, so Gott will, auch meine Seele bald gehen soll – diese unsere Seele, mit diesen Eigenschaften begabt, die sollte, wenn sie sich vom Leibe getrennt hat, sogleich verweht und zugrunde gegangen sein, wie die meisten Menschen behaupten? Weit gefehlt ... viel eher verhält es sich so: Wenn sie sich in reinem Zustande vom Leibe trennt und nichts mehr von ihm mit sich schleppt, weil sie schon im Leben aus freiem Willen nichts mit ihm gemein hatte, sondern ihn gemieden und sich ganz in sich selbst gesammelt hat ... wenn sie sich also in diesem Stande befindet, dann gelangt sie doch gewiss zu dem, was ihr selber ähnlich ist, dem Unsichtbaren, dem Göttlichen und Unsterblichen und Vernünftigen. Und wenn sie dorthin gelangt, darf sie glücklich sein, frei von Irrtum und von Unvernunft und von Ängsten und wilden Liebesbegierden und den anderen menschlichen Übeln."* Die verunreinigte Seele aber, so heißt es dann weiter, treibt sich zunächst um ihre Grabstätte herum und wird schließlich – je nachdem, wie sie gelebt hat – als Esel oder als Wolf oder auch als Mensch – wiederverkörpert. (80f.)

Wie kommt aber einer dazu, seine Gemeinschaft mit dem Leib weitgehend zu lockern, sich zu bemühen, schon jetzt möglichst nichts Leibliches mehr mit sich zu schleppen, um sich zu den wahren Wesenheiten erheben oder emporziehen zu lassen? Allgemein setzt Platon voraus, dass die Seele nicht etwa erst zusammen mit dem Körper entsteht, sondern, aus einer anderen Welt kommend, in den Körper lediglich eingeht. Schon vor unserer Geburt wissen wir um das Schöne an sich und das Gute an sich, um das Gerechte und Fromme und um alles, wie Platon sagt, dem wir *"den Stempel des 'Seins an sich' aufdrücken"*. (75) Wir werden mithin als Wissende oder im Besitz der Erkenntnis geboren. *"Wenn wir aber [die Erkenntnis] vor unserer Geburt erhalten und sie dann bei der Geburt wieder verloren haben und wenn wir dann später mit Hilfe der Sinneswahrnehmungen dieselben Erkenntnisse aufs neue gewinnen, die wir schon vorher hatten, dann wäre eben das, was wir 'Lernen' nennen, nichts anderes als das Wiedergewinnen einer Erkenntnis, die uns bereits gehört hatte. Und hätten wir nicht recht, dies als ein Sichwiedererinnern zu bezeichnen?"* (75) Es versteht sich von selbst, dass solche Wiedererinnerung sich ausschließlich auf ewige Seiendheiten, Wahrheiten oder Gesetze beziehen kann und für alles empirische oder positive Wissen nicht gilt.

Diese Wiedererinnerung nicht des werdenden oder gewordenen, sondern des in Ewigkeit Seienden zu befördern, ist die eigentliche Aufgabe und "Hebammenkunst" des philosophischen Lehrers, aber solch eine "Hebamme" ist auch die Göttin der Schönheit oder Eros. Und es juckt, wie Platon sich ausdrückt, geradezu das wachsende Gefieder der Seele, die sich emporschwingen will, wenn sie etwas Schönes, etwa einen schönen Jüngling erblickt und in ihr dadurch die Sehnsucht nach dem Ewigen wächst. (Symposion 206f.)

Nun ist die Seele aber dreigestaltig, und Platon versucht sowohl ihre göttliche Herkunft als auch ihre Hemmungen deutlich zu machen (worin wir i.Ü. gleichzeitig etwas über die wahre "platonische Liebe", hier im Zusammenhang mit der zu seiner Zeit gepflogenen Knabenliebe, die Platon in der einen Beziehung geradezu preist, in der andern als "widernatürlich" und "viehisch" bezeichnet/ Phaidros 250/51, erfahren): *"Wir haben an jeder Seele drei Teile [zu unterscheiden], nämlich zwei pferdeartige Gestalten und als dritte die Gestalt eines Wagenlenkers. ...*

Von den beiden Pferden, [sagen wir], sei das eine gut, das andere nicht. ... Das eine von den beiden, das sich in besserem Zustande befindet, ist von geradem Wuchs und wohlgegliedert, hält den Nacken hoch, hat eine leicht gebogene Linie, weiße Haare und schwarze Augen; es zeigt Ehrliche, verbunden mit Besonnenheit und Schamhaftigkeit, ist ein Gefährte der wahren Meinung und wird ohne Schläge, nur durch Ermahnung und Wort gelenkt. Das andere dagegen ist krumm, klobig, schlecht gebaut, hart im Nacken, mit kurzem Hals und stumpfer Nase, von schwarzer Farbe, mit glasigen und blutunterlaufenen Augen, ein Gefährte von Übermut und Prahlerei, zottig um die Ohren, stumpf und kaum der stachelbesetzten Peitsche nachgebend. Wenn nun der Wagenlenker den liebreizenden Anblick [der schönen Gestalt] sieht und, durch diesen Eindruck in seiner Seele durchglüht, ganz erschüttert wird durch den Stachel des Kitzels und der Sehnsucht, so hält das Pferd, das dem Führer wohl gehorcht und das immer und auch jetzt von der Scham beherrscht wird, sich selbst zurück und bespringt den Geliebten nicht; das andere aber kehrt sich nicht mehr weder an Stachel noch an Peitsche des Wagenlenkers, sondern stürzt mit heftigen Sprüngen dahin, und indem es seinen Gespanngenossen und den Wagenlenker in die größte Schwierigkeit versetzt, zwingt es sie, zum Liebling heranzugehen und der Freuden der Liebeslust zu gedenken. Am Anfang stemmen sich zwar die beiden dagegen und wehren sich, dass man sie zu etwas Schlimmem und Gesetzwidrigem nötigen will. Wenn sich dann aber das Übel nicht eindämmen lässt, werden sie eben mitgerissen, geben den Widerstand auf und willigen in das ein, was man von ihnen verlangt. Sie kommen also zu ihm hin sehen des Lieblings strahlendes Angesicht. Sieht das nun der Wagenlenker, so wird seine Erinnerung zum Wesen der Schönheit getragen, und er sieht sie wieder, wie sie mit der Besonnenheit auf heiligem Boden steht. Und wenn er das sieht, so erbebt er und fällt vor Ehrfurcht rückwärts, und gleichzeitig muss er die Zügel so heftig zurückreißen, dass beide Pferde sich auf ihre Hüften setzen, das eine freiwillig, weil es sich nicht dagegen sperrt, das ungebärdige aber nur mit großem Widerstreben. Und indem nun beide weiter zurückgehen, benetzt das eine vor Scham und Schrecken die ganze Seele mit Schweiß; das andere aber, sobald der Schmerz vorüber ist, den ihm das Gebiss und der Sturz beigebracht hatte, und es sich kaum erst erholt hat, beginnt vor Zorn zu [toben] und den Wagenlenker und seinen Gespanngenossen mit Schmähungen zu überschütten, sie hätten aus Feigheit und Unmännlichkeit ihren Platz verlassen und ihre Zusage gebrochen. Und indem es sie neuerdings nötigt, gegen ihren Willen vorwärts zu gehen, lässt es sich kaum erbitten, das auf ein anderes Mal zu verschieben. Ist dann aber die festgesetzte Zeit gekommen und jene tun dergleichen, als dächten sie nicht mehr daran, so erinnert es sie mit Gewalt, beginnt zu wiehern und schleppt sie gewaltsam dahin, dass sie sich dem Geliebten wieder mit denselben Worten nahen. Sind sie dann in seiner Nähe, bückt es sich nach vorn, stellt den Schweif in die Höhe, beißt in den Zaum und zieht ohne Zurückhaltung. Doch der Wagenlenker fühlt noch stärker als vorhin dieselbe Empfindung; er beugt sich rückwärts, als sähe er die Schranke vor sich, und reißt den Zaum in den Zähnen des ungebärdigen Pferdes noch gewaltsamer zurück, bringt die schmähsüchtige Zunge und die Backen zum Bluten und bereitet ihm Schmerzen, indem er seine Beine und Schenkel zu Boden drückt. Ist aber das schlechte Pferd zu wiederholten Malen so behandelt worden und hat von seinem Übermut abgelassen, so folgt es nun demütig der vernünftigen Leitung des Wagenlenkers und vergeht vor Scham, wenn es den Schönen erblickt. So ergibt es sich dann, dass die Seele des Liebhabers dem Liebling zurückhaltend und ängstlich nachfolgt." (254) "Wenn nun die besseren Kräfte der Seele, die zu einer geordneten Lebensweise und zur Philosophie hinführen, die Oberhand gewinnen, so verbringen sie schon hier ein glückseliges und einträchtiges Leben, da sie sich selbst beherrschen und gesittet sind, indem sie das in sich unterworfen haben, worin die Schlechtigkeit der Seele, das aber befreit haben, worin ihre Tüchtigkeit wohnte." (256)

Gegen Ende des "Staates" spricht Platon von einer "Gigantomachia", einem gigantischen Kampf, und lässt den Sokrates sagen: "Groß ist der Kampf, größer als man meint: der Kampf darum, ob wir gut oder schlecht werden. Und darum darf sich weder durch Ehre noch Geld noch irgendeine Macht und auch nicht durch die Dichtkunst jemand verführen lassen, die Gerechtigkeit und

die übrige Tüchtigkeit zu vernachlässigen." (608) Im Frühdialog "Menexenos" heißt es (238): *"Die staatliche Ordnung ist die Erzieherin der Menschen; ist sie gut, so zieht sie tüchtige, ist sie schlecht, so zieht sie schlechte Menschen heran."* Platon hat in seiner "Politeia" das Musterbild einer idee- und vernunftgemäßen staatlichen Ordnung aufzustellen versucht, und ich schließe jetzt – wiederum in einiger Ausführlichkeit – ab mit dem, was er über die verschiedenen untergeordneten Verfassungen sagt (Politeia 544ff.). Platon hält allein die Herrschaft der "Besten", die Aristokratie für eine gesunde Erscheinung, und er steigt dann stufenweise gleichsam die Krankheitsbilder hinab bis zur Tyrannis. Dabei schildert er jeweils sowohl die Verfasstheit des Gemeinwesens als auch die des diesem entsprechenden Individuums. Über den Menschen der Aristokratie heißt es jetzt lapidar: *"Wir dürfen mit Recht von ihm sagen, er sei gut und gerecht."* Es ist eben der beschriebene und tatsächlich durch die Tugend bestimmte philosophische Mensch.

Nun ist sich aber Platon bewusst, dass keine Verfassung ewig Bestand haben wird, und das Unheil nimmt nach seiner Anschauung von dort seinen Lauf, dass die Zeugung der Kinder in der Praxis nicht wirklich und vollkommen kontrolliert werden kann. Eines Tages erscheint ein Geschlecht, welches zwar musische Kunst und Gymnastik als die beiden wichtigsten Erziehungsfaktoren immer noch achtet, aber jetzt die Gymnastik über die musische Kunst stellt. Damit aber kommt es dazu, dass *"Regenten eingesetzt werden, die nicht gerade geeignete Wächter sind."* Es entsteht nun eine "Timokratie" [Herrschaft, die auf Wertschätzung oder Ehrerweisung beruht]: Es regieren nun nicht mehr die Weisen, sondern *"nur noch gemischte Naturen. [Die Neigung dieser Verfassung] für die Muthaften und Einfacheren, die mehr für den Krieg als für den Frieden geschaffen sind; dass sie vor allem die Listen und Hilfsmittel für den Krieg hochschätzt und dass sie die ganze Zeit mit Kriegführen verbringt: das sind ... in der Hauptsache die Wesenszüge, die ihr ... zu eigen sind. ... Solche Männer ... werden nach Geld begierig sein, gleich wie die Bewohner der Oligarchien. Im geheimen werden sie Gold und Silber leidenschaftlich verehren; denn sie haben ja besondere Kammern und Schatzhäuser, wo sie es aufbewahren und verbergen können, und ihre Wohnungen sind fest umzäunt, recht wie eigene Nester, in denen sie für ihre Frauen und für wen sie sonst gern wollen, allen möglichen Aufwand treiben können. ... So werden sie auch sparsam mit ihrem eigenen Gelde umgehen, weil sie es hochschätzen und doch nicht offen erwerben dürfen; fremdes Geld dagegen geben sie gerne aus, um ihre Begierden zu befriedigen, und pflücken heimlich die Lüste, indem sie dem Gesetz davonlaufen wie Kinder ihrem Vater. Sie sind eben nicht durch überzeugende Belehrung, sondern durch Gewalt erzogen worden, weil sie sich um die wahre Muse, die von vernünftigen Reden und von Philosophie begleitet ist, nicht gekümmert und die Gymnastik höher geschätzt haben als die Musenkunst. ... [Es handelt sich um] eine Verfassung, ... ganz aus Schlechtem und Gutem gemischt. ... Und weil das Muthafte in ihr vorherrscht, tritt ein Merkmal besonders deutlich ... hervor: das ist Streitlust und Ehrsucht. ... Wer ist nun der Mann, der dieser Verfassung entspricht? ... Er muss selbstbewusst sein ... und etwas ungebildet. Zwar ist er ein Freund der Musenkunst und hört gerne bei Gesprächen zu, ist aber durchaus nicht redebegabt. Und Sklaven gegenüber wird so einer zwar hart sein, aber er verachtet sie doch nicht wie ein Mann von vollendeter Bildung. Zu Freien ist er freundlich, den Regierenden gegenüber sehr unterwürfig; aber er ist herrschsüchtig und ehrgeizig und macht dabei nicht wegen seiner Fähigkeit zur vernünftigen Rede oder aus einem ähnlichen Grunde auf die Herrschaft Anspruch, sondern um seiner Kriegstaten und seiner Kriegstüchtigkeit willen. Und er hat Freude an den Leibesübungen und an der Jagd."*

Die nächste Stufe der Krankheit ist die Oligarchie. Das ist die *"Verfassung, die auf der Wertschätzung des Vermögens beruht, ... wo die Reichen herrschen, der Arme aber keinen Anteil an der Regierung hat."* Ich lasse ihre Beschreibung hier aus. *"Der Wandel"* sodann *"von der Oligarchie zur Demokratie ... ergibt sich aus der Unersättlichkeit des Verlangens nach dem, was man sich als höchstes Gut vorgesetzt hat, dass man nämlich möglichst reich werden müsse. ... Die Regenten in der Oligarchie ... regieren ja nur dank ihres großen Vermögens. Deshalb sind sie nicht willens, durch ein*

Gesetz die jungen Leute, die ein zügelloses Leben führen, in Schranken zu halten; sie haben nichts dagegen, dass diese ihr Vermögen verschwenden und zugrunde richten. Sie selbst möchten den Besitz solcher Jünglinge aufkaufen oder Darlehen darauf geben und können so noch reicher und angesehener werden. ... Was sie selbst und die Ihrigen betrifft, so gewöhnen sie ihre Söhne an Schwelgerei und machen sie zu jeder körperlichen und geistigen Anstrengung zu schlaff, um in Freuden und Schmerzen standhaft zu sein, und dem Müßiggang ergeben ... Sie selbst aber kümmern sich um nichts als um den Gelderwerb und bemühen sich ebensowenig um die Tüchtigkeit wie die Armen." "Wenn" nun "Regenten und Regierte ... miteinander in Berührung kommen, auf Reisen oder sonst bei gemeinsamen Anlässen, etwa bei Festgesandtschaften, oder wenn sie bei Feldzügen auf demselben Schiff sind oder im selben Heer dienen, oder wenn sie einander gar mitten in Gefahren beobachten, dann sind es durchaus nicht immer die Armen, die von den Reichen verachtet werden. Wenn dann manchmal so ein Armer, hager und sonnverbrannt, in der Schlacht neben einem Reichen steht, der im Schatten verweichlicht wurde und viel überflüssiges Fleisch mit sich trägt, und wenn er dann sieht, wie dieser außer Atem und völlig unbeholfen ist – meinst du nicht, dass er sich dann sagt, dass diese Leute ihren Reichtum nur der Feigheit der Armen verdanken? Und wenn sie dann unter sich allein sind, dann wird wohl der eine dem anderen zurufen: Diese Leute sind in unserer Hand; sie sind ja nichts wert. ... Nach meiner Ansicht entsteht eine Demokratie, wenn die Armen die Oberhand gewinnen und dann ihre Gegner entweder umbringen oder verbannen und den Übrigbleibenden an der Verwaltung der Stadt und den Ämtern im gleichen Maße Anteil geben ... Auf welche Weise leben nun diese Menschen? ... Das erste ist doch wohl, dass sie selbst frei sind, dass die Stadt voll Freiheit und Redefreiheit ist, und dass jeder in ihr tun darf, was er will. ... Wo das aber erlaubt ist, da wird sich ... offenbar jeder seine Lebensweise so gestalten, wie es ihm gefällt. ... Unter einer solchen Verfassung ... wird sich also die größte Mannigfaltigkeit unter den Menschen finden. ... So wird dies wahrscheinlich die schönste von allen Verfassungen sein. ... Gleich einem bunten Kleid, geziert mit allen Farben, so mag uns auch diese Stadt in der Buntheit aller ihrer Sitten sehr schön erscheinen. Und vermutlich werden ... sie auch die meisten für die schönste erklären, wie die Kinder und Weiber, wenn sie etwas Buntes sehen. ... Und ist die Milde, mit der man gegen einzelne Verurteilte verfährt, nicht allerliebste? Oder hast du noch nie gesehen, wie unter einer solchen Verfassung Männer, die man zum Tode oder zur Verbannung verurteilt hatte, trotzdem dableiben und mitten in der Stadt umhergehen und wie Helden daherstolzieren, als ob sich kein Mensch um sie kümmerte und sie beobachtete? ... Und nun die Nachsicht dieser Verfassung, dass sie so gar nicht kleinlich ist, sondern stolz über den Grundsatz hinwegsieht, dem wir so große Wichtigkeit beigemessen haben, als wir unsere Stadt gründeten: dass niemand, er müsste denn eine ganz überragende Natur haben, je ein tüchtiger Mann werden könne, wenn er nicht schon als Knabe im Schönen spielt und dann ganz nur noch nach solchem trachtet – mit welcher Großartigkeit tritt diese Verfassung alles das mit Füßen und macht sich nichts daraus, von was für einer Betätigung her einer zu den Staatsgeschäften kommt, sondern hält ihn schon in Ehren, wenn er nur behauptet, er sei dem Volke wohlgesinnt. ... Diese Eigenschaften wird also die Demokratie haben ... und sonst noch einige, die damit verwandt sind, und allem Anschein nach ist sie eine angenehme, herrscherlose und buntscheckige Verfassung, die Gleichen und Ungleichen eine gewisse Gleichheit verleiht. ... die Besonnenheit, die sie als Unmännlichkeit bezeichnen, treten sie mit Füßen und jagen sie davon; das Maßhalten und die geschmackvolle Beschränkung im Aufwand aber stellen sie als Spießigkeit und Knauserigkeit hin und weisen sie über die Grenze, unter dem Beistand von vielen und unnützen Begierden. ... Haben sie dann aber die Seele ... von alledem geleert und gereinigt, so holen sie gleich darauf Übermut und Willkür, Verschwendung und Schamlosigkeit im Glanz der Fackeln, bekränzt und in großer Prozession aus der Verbannung zurück. Sie preisen sie und geben ihnen beschönigende Namen, nennen den Übermut gute Erziehung, die Willkür Freiheit, die Verschwendung Großzügigkeit und die Schamlosigkeit Tapferkeit. Auf diese Weise geschieht es ... dass ein junger Mensch, der in den notwendigen Begierden erzogen war, sich wandelt und die nicht notwendigen und nichtsnutzigen Begierden entfesselt und loslässt. ... So lebt er Tag für Tag und zeigt sich willfährig jeder Begierde, die

ihm gerade beifällt. Bald berauscht er sich bei Wein und Flötenspiel, dann trinkt er wieder Wasser und magert ab; bald treibt er Gymnastik, dann geht er wieder müßig und kümmert sich um nichts; bald tut er wieder, als beschäftige er sich mit Philosophie; manchmal treibt er Politik, und wenn er aufspringt, redet und handelt er, wie es ihm gerade einfällt. Das eine Mal packt ihn der kriegerische Ehrgeiz, und er stürzt sich auf dieses Gebiet; dann beneidet er wieder die Geschäftsleute, und er wendet sich dem zu; keine Ordnung und keine Notwendigkeit waltet über seinem Leben; sondern das nennt er ein angenehmes, freies und glückliches Dasein und genießt es bis an sein Ende. ... Ich glaube aber auch, fuhr ich fort, dass dieser Mann ein wandlungsfähiges Wesen hat und gar manche Charakterzüge in sich vereinigt und sich ebenso schön und bunt erweist wie jene Stadt."

"Ist nun aber nicht die Unersättlichkeit in dem, was der Demokratie als höchstes Gut gilt, auch gerade das, was sie zerstört? 'Was meinst du, dass sie sich als höchstes Gut vorsetzt?' Die Freiheit erwiderte ich. Denn du kannst doch in einer demokratischen Stadt immer wieder sagen hören, dass sie das Schönste sei und dass es sich deshalb für einen, der zur Freiheit geboren ist, einzig in ihr zu leben lohne. 'Ja, diesen Ausspruch kann man immer wieder hören', erwiderte er. Das ist es ja nun eben, was ich sagen wollte, fuhr ich fort: dass diese Verfassung darin unersättlich und gegen alles andere gleichgültig ist, das wandelt sie um und bringt sie so weit, dass sie der Tyrannis bedarf. Der Vater gewöhnt sich daran, dem Knaben gleich zu werden, und fürchtet sich vor seinen Söhnen. Der Sohn aber stellt sich dem Vater gleich und empfindet weder Achtung noch Furcht vor seinen Eltern; denn er will eben frei sein. ... Der Lehrer fürchtet unter diesen Verhältnissen seine Schüler und schmeichelt ihnen; die Schüler aber haben keinen Respekt vor ihren Lehrern und ebensowenig vor ihren Erziehern; überhaupt stellen sich die Jungen den Älteren gleich und suchen es ihnen in Worten und Taten gleichzutun. Die Alten aber lassen sich zu den Jungen herab und treiben lauter Scherze und Späße mit ihnen und gebärden sich wie Jünglinge, um ja nicht den Anschein zu erwecken, als seien sie griesgrämig oder herrisch. ... Wieviel freier hier sogar das Leben der Haustiere ist, das würde niemand glauben, der es nicht selbst erfahren hat. Denn die Hunde sind, wie das Sprichwort sagt, geradezu wie die Herrinnen, und die Pferde und Esel sind gewohnt, völlig frei und stolz einherzuschreiten und jeden, dem sie auf der Straße begegnen, anzurennen, wenn er ihnen nicht aus dem Wege geht. Und so ist auch alles andere voll Freiheit. ... [Nun macht aber diese Freiheit] die Seele der Bürger empfindlich, so dass sie, wenn ihnen jemand auch nur ein wenig Zwang antut, unwillig werden und das nicht ertragen können. Schließlich kümmern sie sich ... auch nicht mehr um die Gesetze, weder um die geschriebenen noch um die ungeschriebenen, um ja auf keine Weise einen Herrn über sich zu haben. ... [Und das], mein Freund, fuhr ich fort, ist der schöne und jugendlich kecke Anfang, aus dem, wie ich glaube, die Tyrannis erwächst." Auch die tyrannische Seele – ich verzichte jetzt auch hier auf die eingehende Darstellung – bleibt dann nach Platon stets ärmlich und unbefriedigt, so dass es dabei bleibt, und hier schließt sich der Kreis: "Der Beste und Gerechteste ist auch der Glücklichste. Das [ist] aber der, der am königlichsten ist und sich selbst wie ein König beherrscht. Der Schlechteste aber und Ungerechteste ist der Unglücklichste, und das ist eben der, der am tyrannischsten und sowohl über sich als über die Stadt die größte Tyrannei ausübt." (580c) "Wenn jemand angeben wollte, um wieviel die Lust des [philosophischen] Königs an Wahrheit die des Tyrannen übertrifft, so würde er nach durchgeführter Multiplikation herausfinden, dass der König ein siebenhundertneunundzwanzigmal freudvolleres, der Tyrann aber ein um dasselbe Maß schmerzvolleres Leben führt." (587d)

(November 2000)